

Beratung und Auswahl von Studienbewerbern: Ziele und Methoden

Martin Kersting

Im Kontext der Reform des Hochschulzugangs wird der Einsatz von diagnostischen Verfahren zur Unterstützung eines gelungenen Übergangs von der Schule zur Hochschule erwogen. Die Psychologie verfügt über das theoretische Wissen, über die Instrumente und über die praktische Erfahrung, (Selbst-)Selektions- und Platzierungsentscheidungen treffsicher und rechtssicher zu optimieren. Ihre Methoden haben sich national und international millionenfach bewährt. Gerade durch das Vorhandensein von bewährten Lösungsmustern scheint aktuell allerdings die eigentliche Frage in Vergessenheit zu geraten: Welches Problem soll überhaupt gelöst werden? Bevor die Strategien und Instrumente der Beratung, Selektion und/oder Platzierung sowie die Finanzierungs- und Administrationsmodi (zentral oder dezentral) festgelegt werden, sollte man sich über das angestrebte Ziel der Operation verständigern.

Den Verlautbarungen zufolge geht es um die Förderung der konkurrenzorientierten Profilbildung der Hochschulen, um die Verringerung der Studiendauer und der Studienabbrecher-Quoten sowie um die Erhöhung (!) der Studienanfänger-Quoten. Erreicht werden sollen diese Ziele u. a. durch eine optimierte Passung zwischen den Qualifikationsprofilen von Studienbewerbern und den Anforderungen einzelner Studiengänge. Zur Auswahl und Beratung von Studienbewerbern sollen diagnostische Verfahren eingesetzt werden, um die individuelle Studieneignung zu bestimmen. Eignung ist ein relationaler Begriff, geeignet ist man immer nur *für* etwas. Der Diagnose der Studienbewerber muss eine Analyse des Hochschulsystems vorausgehen. Welche Anforderungen müssen in welchen Studiengängen bewältigt werden, um welche Ziele zu erreichen? Notwendig ist die Operationalisierung von Studierenerfolg und die Analyse seiner Determinanten.

Die Anforderungsanalyse wurde bislang vernachlässigt. So reichhaltig die Ideen zur Praxis der Beratung und Auswahl von Studierenden sind, so armselig sind die Vorgehensweisen zur Definition und Messung des Studienerfolgs. Als Kriterium der Studieneignung gilt in den meisten Fällen die (möglichst kurze) Studiendauer sowie die (möglichst gute) (Abschluss-)Note. Der Sinn der universitären Ausbildung besteht dieser Kriteriums-Definition zufolge im Produkt des Studienabschlusses. Die Studiendauer steht im Fokus politischer und finanzieller Erwägungen. Als Kriterium der Studieneignung ist sie nur bedingt tauglich, da sie – ebenso wie der Studienabbruch – nicht nur die Eignung der Studierenden, sondern auch die (teilweise mangelnde) Eignung der Universität widerspiegelt, Lehre und Prüfungen zu organisieren. Diagnostik darf

nicht den Irrtum befördern, die Verantwortung für das Studium liege allein in der Person des Studierenden. Die Hochschule ist ein System; neben der individualspezifischen Diagnostik ist auch eine Organisationsdiagnostik sowie eine Analyse der – potenziell als Moderatoren wirkenden – situativen Rahmenbedingungen erforderlich.

Die Studienabschlussnote kann als Kriterium weder technisch (ggf. unzureichende Streuung, fragliche Reliabilität) noch inhaltlich vollständig überzeugen. Ob und in welchem Ausmaß man die Studiendauer und Studiennote inhaltlich für defizitär erachtet, hängt davon ab, welche Ziele man mit einem Studium verbindet. Sollen die Studienerfolgskriterien nur den Beitrag widerspiegeln, welchen der Studierende für die Universität leistet oder soll auch das Interesse der zukünftigen Arbeitgeber und/oder der Gesellschaft mitbedacht werden? Bei den aktuellen Überlegungen kommen außeruniversitäre Perspektiven häufig zu kurz. Dies verwundert nicht, da die Überlegungen fast ausschließlich von *Mitgliedern* der akademischen Welt angestellt werden. Bei der Innenperspektive gerät die Tatsache aus dem Blick, dass die meisten Studiengänge sowohl theoretische als auch berufsspezifische Kompetenzen entwickeln wollen, also auch eine berufsvorbereitende Funktion wahrnehmen. Akzeptiert man dieses Ziel, reflektieren Kriterien wie Studiendauer und -note den tatsächlichen Erfolg eines Studiums nur unzureichend und dürfen – trotz ihrer verlockenden Verfügbarkeit – nicht gedankenlos und willfährig zu den alleinigen Kriterien erklärt werden. Aus Bewährungskontrollen mit diesen Kriterien abgeleitete Schlussfolgerungen, wie z. B. der auf die Kriteriumsvalidität bezogene Superioritätsanspruch von Schulnoten, sind entsprechend zu relativieren. Bei der Suche nach angemessenen Kriterien für den Studierenerfolg kann man sich an aktuellen Entwicklungen in der Arbeits- und Organisationspsychologie orientieren. Bei der Messung von Berufserfolg wird zwischen der aufgabenbezogenen (*task performance*) und der umfeldbezogenen (*citizenship behavior*) Leistung unterschieden. Umfeldbezogene Leistung dient indirekt der Aufgabenerfüllung, z. B. durch Enthusiasmus bei der Arbeit oder durch die Unterstützung anderer. Die Validität verschiedener Prädiktoren variiert in Abhängigkeit von den jeweils genutzten Kriterien. Während die aufgabenbezogene Leistung eher durch kognitive Merkmale vorhersagbar ist, sollte die umfeldbezogene Leistung eher durch nicht-kognitive Persönlichkeitsmerkmale prognostizierbar sein.

Über die Perspektive der Universität und der Wirtschaft hinaus muss schließlich auch die gesellschaftliche Funktion von Bildung diskutiert werden. Einen Anhaltspunkt für die Ziele des Studiums geben die Leitbilder von Universitäten, die häufig das Ideal des Bildungsbürgertums widerspiegeln. Dem im Februar 2002 beschlossenen Leitbild (<http://www.hu-berlin.de/hu/leitbild/>) zufolge ver-

steht sich die Humboldt-Universität zu Berlin beispielsweise als eine Institution, die sich für kritische Distanz gegenüber politischer und gesellschaftlicher Macht entschieden hat. Das Ziel des Studiums liegt u. a. in der Bildung einer Persönlichkeit, die Verlässlichkeit mit Leistungswillen, eigener Initiative und wissenschaftlicher Neugier verbindet. Ein Beratungs- und Auswahlverfahren für Studienbewerber, das sich allein an den Kriterien der Studiendauer und -noten ausrichtet, würde dem explizit formulierten Leitbild nicht vollständig gerecht. Als Kriterien des Studienerfolgs müssten – sofern das Leitbild gilt – zumindest zusätzlich weitere Variablen etabliert werden, beispielsweise das Vorhandensein sozialer Kompetenzen. Es steht außer Frage, dass derartige Kriterien methodisch problematisch und inhaltlich kontrovers sind. Die Reflexion über Kriterien sollte aber die Gefahr verdeutlichen, dass mit der einseitigen Vorliebe für die Kriterien Studiendauer und -note die Qualität der Praktikabilität untergeordnet wird. Kriterien sind grundsätzlich sozial definiert, so dass die Beratung und Auswahl von Studienbewerbern auch die (im kontinuierlichen Wandel befindlichen) Werte und Normen einer Gesellschaft berücksichtigen muss.

Diagnostische Verfahren zur studienbezogenen Eignungsbeurteilung sollten sich an Studienerfolgskriterien orientieren, die verschiedenen Bewertungsperspektiven gerecht werden. Solche Kriterien berücksichtigen persönliche, universitäre, wirtschaftliche und gesellschaftliche sowie kurz- und langfristige Ziele. Bei der Operationalisierung sollte man unterschiedliche Datenquellen (z. B. T-, Q- und L-Daten im Sinne Cattells) nutzen. Die Kriterien müssen – ebenso wie die Eignungsmerkmale – in einer Anforderungsanalyse erarbeitet werden. Bei dieser Anforderungsanalyse sind – vergleichbar dem Vorgehen bei einer 360-Grad-Beurteilung – Vertreter aller Perspektiven (und nicht nur Universitätsangehörige) in einem partizipativ-kollektiven Vorgehen zu beteiligen. Die Arbeits- und Anforderungsanalyse stellt notwendigerweise den ersten Schritt der Prozesskette „Beratung und Auswahl von Studienbewerbern“ dar. Auf dieser Grundlage werden einerseits die diagnostischen Strategien und Verfahren (Prädiktoren) ausgewählt und andererseits die Maßstäbe festgelegt, anhand derer der infrage stehende Erfolg der Studierendenauswahl im Alltag beurteilt wird (Kriterien). Die Dominanz der Studiennote als Kriterium ging in der Vergangenheit mit einer einseitigen Bevorzugung kognitiv orientierter Prädiktoren einher. Deren Nützlichkeit ist dadurch eingeschränkt, dass die Gruppe der Studienbewerber relativ intelligenzhomogen ist und infolgedessen mit entsprechenden Varianzeinschränkungen gerechnet werden muss. Außerdem überlappen sich diagnostische Indikatoren kognitiver Leistungsfähigkeit mit Schulnoten. Eine Reflexion über sinnvolle Kriterien sowie eine über den akademischen Tellerrand hinausgehende Anforderungs-

ungsanalyse öffnet den Blick für andere Prädiktoren. Zu nennen sind hier – je nach Studiengang – auf der Konstruktebene u. a. Motivation, Interessen, Selbstwirksamkeit, Gewissenhaftigkeit und emotionale Stabilität. Gefragt ist darüber hinaus die Beherrschung von (studien-)spezifischen Arbeitstechniken (z. B. Zeitmanagement, Moderationstechniken usw.). Auf der Messebene sind die – für ein erstes Screening aus Effizienzgründen weiterhin vorzuschaltenden – Tests durch simulations- und biografieorientierte Verfahren zu ergänzen.

Während die kognitiv orientierten Verfahren zumeist – mangels effektiver Interventionsmöglichkeiten – eine defizitorientierte Diagnostik darstellen, eröffnen die vergleichsweise leichter veränderbaren nicht-kognitiven Variablen die Option einer Förderdiagnostik. Zur Profilbildung von Universitäten gehört nicht nur die Diagnostik, sondern auch die Intervention z. B. in Form von Förderangeboten und Trainings. Die erhobenen diagnostischen Informationen können als Ausgangspunkt der Gestaltung spezifischer Förderprogramme genutzt werden. Solche spezifischen Trainings können den Studierenden – beispielsweise gegen Gebühr – angeboten werden.

Hinsichtlich der diagnostischen Ziele sind Beratung und Auswahl zu unterscheiden; die Auswahl stellt im Bereich der Studienzulassung den selteneren Fall dar. Bei der Auswahl von Studierenden geht es primär um die Vermeidung von falsch-positiven Fehlern (Auswahl von Personen, die den Anforderungen nicht entsprechen). Die meisten bisherigen Untersuchungen prüfen diesen Validitätsaspekt; die prädiktive Leistung von Schulnoten überzeugt vor allem unter dieser Perspektive. Demgegenüber gilt es bei der Beratung und angesichts des Ziels der Erhöhung der Studienanfänger-Quoten darum, die falsch-negativen Fehler zu vermeiden (Personen zu übersehen, die erfolgreich gewesen wären). Die Optimierung der Sensitivität der Zuordnung (und nicht nur des selektiven Eignungsquotienten) stellt auch angesichts der demographischen Entwicklung die zentrale eignungsdiagnostische Herausforderung der Zukunft dar. Unter Beratungs- und Fördergesichtspunkten kommt darüber hinaus der Akzeptanz der Diagnostik eine zentrale Bedeutung bei. Insgesamt ist es notwendig, die Beratung und Auswahl von Studienbewerbern von vorneherein als umfassenden Prozess zu betrachten und professionell zu gestalten.

Dr. Martin Kersting

Lehrstuhl für Organisationspsychologie
RWTH Aachen
Jägerstraße 17–19
52066 Aachen
E-Mail: Martin@Kersting-internet.de